



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Andreas, Willy: Drei Könige

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Bereinigten Staaten an, zumal fortan die Reise von New York dorthin kürzer sein wird als von Deutschland oder England. Auch werden sich die Staatsmänner von Washington durch einen so viel lebendiger gestalteten Verkehr amerikanischer Schiffe im Auslande genötigt sehen, vielen Ländern eine politische Aufmerksamkeit zuzuwenden, um die sie sich bisher kaum gekümmert haben. Welche Folgen das haben wird, kann heute noch niemand ahnen. Man kann aber sagen: der Schwerpunkt des Seewesens, der bisher in England und in zweiter Linie in Deutschland lag, wird fortan stark nach den Vereinigten Staaten abgelenkt werden. (Wir trauen indessen unsern großen Schiffsahrtsgesellschaften zu, daß sie befähigt sind, dem neuen Problem in einer die deutsche Seemacht fördernden Weise beizukommen. Die Schriftltg.)



Drei Könige

Von Privatdozent Dr. Willy Andreas-Marburg

Zum „Briefwechsel zwischen König Johann von Sachsen und den Königen Friedrich Wilhelm dem Vierten und Wilhelm dem Ersten von Preußen“. Herausgegeben von Johann Georg, Herzog von Sachsen. Unter Mitwirkung von Hubert Ermisch. Quelle u. Meyer, Leipzig, 1911. 514 Seiten.



er Briefwechsel König Johanns von Sachsen mit den Königen Friedrich Wilhelm dem Vierten und Wilhelm dem Ersten von Preußen, der uns von kundiger Hand und in musterhafter Ausgabe geschenkt worden ist, führt uns durch alle Epochen, die für die Geschichte der deutschen Einigung im neunzehnten Jahrhundert bedeutsam geworden sind. Er spiegelt ihre einzelnen Stadien im Geiste dreier Fürsten, die völlig abgeschlossene Individualitäten waren. Sie standen sich persönlich nahe und verkörperten doch die Überlieferungen ihres Hauses, ihres Staates; sie hatten deren Jahrhunderte alten Gegensatz durchzufechten, bis man in einer höheren Einheit den versöhnenden Ausgleich fand. Ein außerordentlich reizvolles, ein schimmerndes Spiel persönlichster Beziehungen, geistiger Gemeinschaft, politischer Wandlungen, menschlicher und staatlicher Konflikte enthüllen die zahlreichen Briefe der drei Monarchen.

Friedrich Wilhelm und Johann hatten die bayerischen Zwillingsschwesteren geheiratet. Es waren an die zwölf Jahre nach dem Wiener Kongreß verstrichen, als beide miteinander die Korrespondenz anknüpften. Etwas früher schon

war auch Prinz Wilhelm mit dem sächsischen Verwandten in schriftlichen Verkehr getreten, der bald in freundschaftliche Formen überging. Freilich das leuchtete von vornherein ein: enger schlossen sich Johann und Friedrich Wilhelm aneinander an. Ihre Freundschaft war auf tiefer gegenseitiger Zuneigung aufgebaut. Sie bilden, bei aller Verschiedenheit ihres Wesens, ein Paar für sich, wenn man sie etwa mit dem Prinzen Wilhelm vergleicht. Der geistige Grund und Boden, auf dem diese beiden standen, war nicht der feine. Man käme ins Schablonisieren, wollte man den Reichtum dieser vielseitigen persönlichen Berührungen auf ein paar dürre Begriffe zurückführen, statt ihnen liebevoll ins einzelne nachzugehen, um das Verwandte und Widerspruchsvolle darin aufzudecken. Eine erschöpfende Analyse kann hier freilich nicht unternommen werden; nur einige besonders hervorstechende Eindrücke mögen festgehalten werden.

Die Briefe Friedrich Wilhelms und Johanns strömen für uns das Lebensgefühl und die Stimmungen einer vergangenen Epoche aus. Ihre Korrespondenz ruht auf einem starken Bedürfnis sich gegenseitig mitzuteilen, auf einer sehr persönlichen Grundlage. Sie ist frei von dem erkältenden Hauch der Objektivität, der Kastlosigkeit und Zielstrebigkeit, der heutzutage, wenn man so allgemeinhin urteilen darf, zumeist unserem brieflichen Verkehr anzuhaften pflegt. Da sprechen zwei Menschen von dem, was innerstes Empfinden, Familie und politische Ereignisse ihnen zutragen, gefühlvoll, mitteilbar, voll Freude an sich und am anderen. Es kommt hinzu, bei Friedrich Wilhelm allerdings in stärkerem Maße, ein besonderes Vergnügen am Schreiben, an Ausdruck und Form, obwohl auch der Kronprinz von bewusster Pose weit entfernt ist und sich höchst unbefangenen den krausen Eingebungen des Augenblicks überläßt. Wohltuend berührt die große Zartheit der Freunde im wechselseitigen Umgang, die Reinheit und Wärme des Familienlebens, die in der langen Kette dieser Briefe durchleuchtet.

Die beiden Freunde waren überaus erfinderisch in Spitz- und Rosenamen, womit sie einander bedachten, Friedrich Wilhelm geradezu unerschöpflich. Er gefiel sich in seinen humoristischen Verkleidungen als Dicky oder Onkel Baumau. Vielleicht wird man in seiner Selbstperiffage nur den Ausdruck eines gesteigerten Selbstgefühls, die kokette Fronte des Romantikers erblicken. Man kann es bezweifeln, ob er ein Mensch von ursprünglich quellendem, echtem Humor war; man möchte wohl eher von barock anmutendem Witz reden. Er glitt freilich nur zu oft ins triviale Wortspiel oder gar in einen Berliner Kalauer über. Ein ausgelassener, knabenhafter Übermut treibt in den Briefen des Kronprinzen wie des Königs sein Wesen. Es verleiht dem Manne einen lebenswürdigen Reiz, nicht selten aber befremdet es geradezu, weil man darin die Schlacken einer ungleichmäßigen Entwicklung, einer unharmonisch durchgebildeten Persönlichkeit wahrzunehmen glaubt. In den burschikosen Ton des Freundes, dessen Feder so gar nicht auf fürstliche Würde hielt, hat Johann kaum eingestimmt. Dagegen scheint er empfunden zu haben, daß in dem sprudelnden, geistreichen

Kronprinzen mit seiner sich überstürzenden Scala von Gefühlen eine Originalität steckte, die ihm selber fremd war. Er ließ sich gelegentlich mit fortreißen, die Art Friedrich Wilhelms steckte ihn zuweilen an, aber immer spürt man auch in seinen gehobenen Stimmungen, daß er nicht so beweglich war, nüchterner und gewiß auch gesünder. Man wird ihn kaum als einen ausgesprochenen Romantiker betrachten können; Friedrich Wilhelm war es. Mißt man seinen vielspältigen, schillernden Charakter an dem geraden, besonnenen Wesen Johanns, seinen phantastischen Überschwang an dem herzlichen, bisweilen überquellenden, aber doch so viel einfacheren Empfinden des Freundes, so erinnert Johann wieder in manchen Zügen eher an den Prinzen Wilhelm. In seinen rein geistigen Interessen dagegen berührt er sich viel intimer mit dem preußischen Kronprinzen. Sie beide standen noch im Zeichen des literarischen Geschlechts. Sie lasen viel, Friedrich Wilhelm verfolgte die Danteübersezung seines gelehrten Freundes mit stetem Eifer. Wenn Johann einmal den Schwager beschwor, so tat er es „bei allen Göttern Griechenlands und Scandinaviens, bei Dante und Goethe, bei Beatrice und Laura, bei unserem Haß für die Nützlichkeitmacher, bei allen blauen Pflaumen Dresdens, bei dem entstandenen Erdbeben.“ Sie hatten in jungen Jahren eine gemeinsame Reise nach Italien unternommen. Friedrich Wilhelm hatte mit Rührung an Dantes Grab gestanden. Die Erinnerungen an die Erlebnisse dieser Fahrt tauchen ab und zu in diesen Briefen auf. Dem sächsischen Prinzen war ein Abend in Novi im Gedächtnis geblieben, wo sie den ersten italienischen Sonnenuntergang sahen, das *Dies irae* und das *Stabat mater* deklamierten. So schwelgten der hohenzollernsche Protestant, der sich so gern mittelalterlichen Vorstellungen hingab, und der katholische Wettiner einträchtig miteinander in Empfindungen frommer Glut, wie sie sich auch später in der Abneigung gegen die deutschkatholische Bewegung zusammenfanden.

Wollte man kurzerhand die politischen Pole bezeichnen, die das innere und äußere Leben dieser beiden Fürsten bestimmten und mit ihm das ihrer ganzen Epoche, so möchte man sie auf der einen Seite in der Legitimität, auf der anderen in der Revolution erblicken. In dem Kampf dieser beiden Ideen entfalten sich alle die reichabgestuften Gegensätze, welche die vormärzliche Zeit erfüllen und gewaltsam zusammenprallen, im Jahre 48, wo sie zugleich ihren dramatischen und tragischen Höhepunkt erreichen. Johann und Friedrich Wilhelm wurzelten im Glauben an das Gottesgnadentum der Monarchie, von deren Aufgabe sie eine hohe und reine Vorstellung hatten; freilich sucht man bei dem Sachsen vergeblich nach jenem mystischen Schimmer, mit dem Friedrich Wilhelm sich und sein Amt umkleidete. Man wird kaum irre gehen, wenn man annimmt, daß sich Johann mehr der gottgewollten Pflichten als seiner königlichen Ausnahmestellung bewußt war. Sein Herrschergefühl war, wie es in dem ganzen Wesen dieses Mannes lag, nüchterner, einfacher, bürgerlicher, und weit entfernt von der schwärmerischen, bisweilen ungesunden Verzücung,

zu der es sein romantischer Freund steigern konnte. Dynastisch, legitim empfand auch Johann, aber wie viel leidenschaftlicher und phantastischer trug Friedrich Wilhelm stets die Farben auf. Man höre seine Totenlage für den Kaiser Franz, „den lieben herrlichen Franzl, weyland römischen Kaiser und (was für mein Gefühl noch unaussprechlicher ist) den letzten König der Teutschen“, diese wunderliche Mischung wortreicher Gefühlseligkeit und abspringenden Wizes. Der Heimgang des Monarchen gab ihm Anlaß, in Erinnerungen an die heilige Allianz zu schwelgen: „Die Drey, vor denen der HERR die Schaaren des WeltEroberers niederwarf, die Ihn vor aller Welt als Ihren HERRN und König bekannten und deren vereinter Macht Er das Ungeheuer der Revolution gebannt überliefert hatte, bis auf einen geschmolzen! das Ungeheuer los und an allen Enden Blut, Thränen, Brand, Verrath und alle Sünden häufend!! das ist tragisch! und nun der Ersatz für dieses theure, geheiligte Haupt! Nicht wie der für Alexander, der mehr als vollkommener Ersatz ist — sondern eine gute ehrliche Haut, von der viele zweifeln, ob er begriffen, daß $1 + 1 = 2$ ist und der gewiß nie begreifen wird, warum $1 + 1$ unter gewissen Umständen z. B. 6 seyn kann wie unter anderem bey Dir und Mokel!“ Ähnliche Ergüsse widmete er der Revolution, die er anlässlich der englischen Parlamentsreform im Mai 1832 mit einer wahren Flut apokalyptischer Verwünschungen überschüttete. Er verglich sie mit dem Tier der Offenbarung Johannis, oder „mit der Hure, welche mit den Königen gehuret und sie aus ihrem Kelch trunken gemacht hat“. Er berauschte sich geradezu an diesen Bildern, er redete sich immer mehr in den Affekt hinein, um sich ebenso jäh wieder abzukühlen und in die entgegengesetzte Stimmung umzuschlagen. „So im Schreiben,“ bekennt er selber, „gefalle ich mir in der apocalyptischen Rolle und decretiere nunmehr, daß das Thier die Revolution ist und die Hure die Weisheit des Jahr100s, die immer vollauf frißt und säuft und anderen giebt in großen Haufen zu kosten und doch nimmer satt wird noch satt macht. Gewiß ist das Ding, was Revolution jetzt heißt, Etwas, was seit Erschaffung der Welt kein Mensch geträumt hatte bis 89. Es ist ganz etwas apart Behendes, fluges und Gottloses darin, wie in nichts Ähnlichem bis Daher und den Reiz der Originalität kann Niemand ihm absprechen bei seinem Auftreten. Daß es nach 43 Jahren, nach soviel Blut und Thränen und nach so abgenutzten KunstGriffen und Verführungen noch immer verführt, ist wahrlich kein Compliment für unser Geschlecht. Wenn nur die Könige sich frey hielten von den MahlZeichen des Thiers. — Doch genug Apocalypse; Laßt uns flugs ein recht kühles Thema wählen, um aus dem mystischen Wüste zu entkommen.“ Aus der Antwort des sächsischen Freundes klang etwas wie Bewunderung heraus, die schüchtern in denselben Ton einstimmen wollte und doch eine leise verständige Mahnung nicht unterdrücken konnte, wenn er sagte: „Aber von der anderen Seite mache, daß wir ein Deutschland nach unserem Sinne bekommen, damit die Leute sich nicht nach einem apocalyptischen ditto sehnen.“ Auch Johann betrachtete den stürmischen

Liberalismus mit Mißtrauen und verurteilte die unreifen Auswüchse des jungen parlamentarischen Lebens, die er in seinem engeren Vaterlande ebenfalls zu beobachten Gelegenheit hatte. Aber als besonnener Kopf strebte er doch ehrlich darnach, den berechtigten Kern in all diesen Erscheinungen herauszuschälen, die der andere in Bausch und Bogen verdammt. Johann war ein viel weniger deduktiver Geist als Friedrich Wilhelm. Er hielt sich strenger und nüchterner an die einzelnen Tatsachen und lief daher auch weniger Gefahr, das Kind mit dem Bade auszuschütten.

Die politischen Ereignisse, in die sie als Zuschauer oder handelnde Personen verflochten waren, erweckten daher bei so verschieden gestimmten Temperamenten selten den gleichen Widerhall, obwohl sie in den Grundanschauungen eins waren.

Als die Pariser Julirevolution auch nach Sachsen hinübergriff, enthüllte sich diese Verschiedenheit zum erstenmal an einem ernstesten Beispiel. Der preußische Thronfolger las dem Prinzen ziemlich nachdrücklich die Leuten wegen der Nachgiebigkeit der sächsischen Regierung. „Ich muß jetzt frey von der Leber weg sprechen,“ schrieb er am 23. September 1830, „und mich Dir als Freund beweisen — und ein wahrer Freund kann nicht immer loben —. Die Ereignisse bey Euch sind mir von allen ähnlichen, jetzt fast unzähligen im schönen teutschen Lande die widrigsten und empörendsten. Zu Braunschweig und Rassel herrschten oder herrschen Ungeheuer, würdig denen verstorbenen Gottheiten Heliogabal's und Commodus' verglichen zu werden; Onkel Altenburg, trotz seines 50 Jährigen Jubels, hat sich als ein alter Esel bewährt; bey uns, zu Schwerin, zu Hamburg, ist Ernst gezeigt und alles beygelegt worden —. Bey Euch waltet die väterlichste, billigste Regierung von Teutschland, Ihr habt ein treues Heer, die mächtigsten Nachbarn, denen es eine Freude wäre Euch moralisch und physisch beizuspringen, und vor allem ein vortreffliches Volk auf dem Lande —! —! —! — Und Ihr weist dem Otterngezücht, der Handvoll Canaille und Canaillen, dieser Mixtur von empörtem Böbel und schändlichen Empörern nicht die Zähne? —!!! Ich sage es mit größter Überzeugung — unter allen denkbaren Lagen ist keine so vor ähnlichem Beginnen sicherer stehende denkbar als die Eure! Und noch heute höre ich, daß Ihr mit dem Gefindel Euch einlaßt, bald nachgebt, bald vorstellt, bittet und verhandelt — (das macht mir das Blut siedern) — da wo Ihr von Gott und Rechtswegen nichts thun sollt als befehlen — entweder; oder —. Und dies oder ist niemand so im Stande mit Nachdruck auszusprechen als Ihr —. Ein Wort des Königs und der verehrten Prinzen an das LandVolk, und sie schlagen die Empörer todt —. Ein Befehl an Eure Garnisonen, und sie besetzen jauchzend die ungehorsamen Städte Dresden und Leipzig, und wehe denen, die Widerstand leisten wollen; aber sie werden nicht wollen, wenn Ernst gezeigt wird, ich garantire es; und flösse ein wenig Blut, nun denn mit Gottes Hilfe fließe es; es ist dann gewiß solches Blut, das besser auf dem Pflaster des Alten und Neumarkts an seinem Platz ist als in den Adern, die es jetzt durch-

strömt —. Im schlimmsten Fall, der aber gewiß nicht eintritt, wenn Nachdruck dem guten Recht zu Hilfe kommt, dann bedarfs eines Winkes und 10 Garnisonen von Böhmen, Brandenburg und Schlesien usw. stehen Euch zu Geboth —. Aber um Gottes Willen zeigt doch endlich Ernst. Es ist zwar meiner Meinung und Überzeugung nach Vieles falsch angegriffen, viel zu viel für den Augenblick gewährt worden — aber es ist noch nicht zu spät. Dresden will keine Truppen leiden? — wahrlich das ist naiv. Ich beschwöre Dich, Geliebtester Freund, wirke dahin, daß man kein Federlesen's mit den Kerls mache. Beunruhigt die Dresdner das Zusammenziehen oder Nähern von Truppen, so spotte man der Unruhe —. Nur die Bösen kann das beunruhigen —. Protestieren sie dagegen, so rede man königlich mit ihnen ein frisirtes Halt's Maul —. Drohen sie, so verweise man sie auf die schleunige Antwort aus dem Munde der Geschütze und sage ihnen deutlich, daß man sie für getreue Untertanen halte, aber ganz bereit sey, falls sie's vorzögen, sie auch als Rebellen zu behandeln —. Glaub mir Hansy — es mußt kein Dresdner.“

Den Tag darauf vernahm er mit Freuden, daß die Dresdener selber um den Einmarsch königlicher Truppen gebeten hatten. Er lobte das Verhalten des Prinzen Friedrich, der zum Mitregenten ernannt worden war, und knüpfte daran eine Bemerkung, die sich wie eine Vorahnung seiner eigenen, späteren Geschichte anhört: „Ich bekenne frey, daß ich mir nicht genug Weisheit und Fassung zutraue, eine ähnliche Stellung nicht bloß so wie er, sondern überhaupt ohne Ehre und Reputation zu verlieren, auszufüllen.“ Johann selber war an die Spitze der Immediatkommission zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe getreten. Friedrich Wilhelm begrüßte diesen Schritt, weil er den Freund just an der, wie er meinte, geeigneten Stelle sah: „Ich fürchte, Du wirst gegen einen gefährlichen Strom von Neuerungen zu kämpfen haben. Deine Grundsätze sind aber recht eigends gemacht für Euren gegenwärtigen Zustand. Du wirst das Maß finden zwischen dem Kleben am Alten und dem so verderblichen Betreten eines ganz neuen Weges. Man ist sehr neuerungsfüchtig gestimmt in Sachsen, und das würde mich recht bange machen, wenn Du, liebster Hansy, nicht die Hände so entscheidend im Spiel hättest.“

Er schlug also schon mildere und gemäßigtere Töne an. Aber die Leidenschaft des Doktrinärs zitterte noch darin nach, und Johann, der überhaupt die Vorgänge viel mehr von innen heraus zu beurteilen vermochte, setzte solchen Mahnungen einen leichten Dämpfer auf. Er sprühte ohnehin nicht gleich im Feuer auf wie Friedrich Wilhelm. Er sah diese inneren Verhältnisse nüchterner, geschäftsmännischer und trotz gewisser unverrückbarer Grundanschauungen weniger dogmatisch an. Es blieb ihm daher auch nicht verborgen, daß die traurigen Ereignisse ihre tieferliegenden Ursachen hatten, und daß sie wirklich beunruhigend waren, weil „selbst die Bessergesinnten und nicht ohne Grund mit dem schlaffen Gang der Administration unzufrieden waren“. Er gestand, daß die Regierung durch den Aufstand überrascht worden war, fand

aber die Stimmung in Dresden bereits besser. Anderwärts jedoch, besonders im Erzgebirge und im Vogtlande, spuke der böse Geist noch. Er machte den Kronprinzen mit dem Entschlusse zur Umgestaltung der Verfassung bekannt. Dafür sprachen ihm die Unterlassungssünden des vergangenen Landtags, der nicht vorwärts und nicht rückwärts wollte, des weiteren der Wunsch, stürmischeren Ansprüchen dadurch zuvorzukommen. Dann konnte sich die Regierung das Heft in der Hand sichern. Die Stände sollten in der alten Weise einberufen, es sollte in Gemeinschaft mit ihnen beraten werden, ohne alle Neuerungssucht, in der Absicht, sich möglichst an das Bestehende anzuschließen. Denn den „Glücklichmachereien und dem Revolutionieren“ war auch Prinz Johann nicht hold. Dem Rad der Entwicklung kurzweg in die Speichen zu greifen, wie Friedrich Wilhelm wollte, davor bewahrte ihn doch sein stärker ausgeprägter Wirklichkeitsinn. Er stellte sich mit einem vorsichtigen Reformprogramm auf den Boden der neuen Zeit und nahm dann auch an den Arbeiten des ersten konstitutionellen Landtags und seiner Nachfolger als Mitglied der Ersten Kammer tätig und gewissenhaft Anteil. Dieses Verhalten schützte ihn freilich späterhin in den Jahren, die dem Ausbruch der Märzrevolution vorangingen, nicht vor dem schmerzlichen Verdacht, das Haupt einer ultraroyalistischen Partei zu sein. Der Berufung des Vereinigten Landtags in Preußen sah er mit innerem Unbehagen entgegen, und zwar nicht zuletzt deshalb, weil er offenbar an der Zielbewußtheit seines Freundes zweifelte. Er warnte ihn ziemlich unverblümt: „Thue nichts, zu dessen consequentester Durchführung Du nicht in Dir und in den Verhältnissen die Kraft fühlst; denn daß die zerstörende Partei jede Gelegenheit als Handhabe zu ihren Zwecken benutzen wird, ist außer Zweifel, und man muß sich darüber keiner Täuschung hingeben. Darum bewahre Dir das Heft in der Hand. Verzeihe, daß ich mir so etwas gegen Dich erlaube, aber ein alter Freund darf wohl aufrichtig sprechen. Gott segne und erleuchte Dich.“

Die Ereignisse des Jahres 1848 haben die Schwäche und den wankenden Sinn König Friedrich Wilhelms in der That erwiesen. Johann beschwor ihn Mitte März, als die Wiener Unruhen Metternich zum Rücktritt zwangen, die Erregung nicht auf die Spitze zu treiben. Sein eigener Bruder hatte das Ministerium gewechselt, an dessen Spitze ein liberaler Führer trat, und eine Reihe von Wünschen gewährt. Er drängte Friedrich Wilhelm zu einem gleichen Schritte. „Mislingt eine gewaltfame Unterdrückung,“ schrieb er ihm, „so ist das Schicksal aller Fürsten Deutschlands entschieden, und glaube mir, die öffentliche Meinung ist zu stark, als daß ihr auf die Länge mit bloß mechanischen Mitteln entgegen zu arbeiten sey. . . . Ahme so viel als möglich unser Beispiel nach. Es ist der einzige Weg, der für Preußen und ganz Deutschland zum Heile führt. Man kann nicht mit dem Kopf durch die Wand.“ Als dieser Brief in Berlin eintraf, war die Revolution in vollem Gange. Erinnernte sich Johann bei dem Zusammenbruch seines königlichen Freundes an die absprechenden Worte, mit denen Friedrich Wilhelm nach den Juliunruhen vor achtzehn Jahren

die sächsische Regierung bedacht hatte? Die widerspruchsvollen Nachrichten über die Berliner Vorgänge und das Verhalten des Königs bekümmerten und verwirrten ihn. In seiner bescheidenen Art sprach er nur den Wunsch aus, es möge jenem glücken, den ausgetretenen Strom wieder in sein gesetzliches Bett zu leiten: „Es sind gewiß noch viele gute Elemente bei Euch; möge es Dir gelingen, sie zu stärken, und ich glaube, daß es dazu doch nöthig ist, den lieben Berlinern nicht zu schön zu thun.“

Indessen warnte er, nachdem Friedrich Wilhelm die Nationalversammlung vertagt und ihren Sitz nach Brandenburg verlegt hatte, Ausgangs November davor, die verheißenen Zugeständnisse zu widerrufen. Wenn er aber die Oktroyierung einer Verfassung widerriet, weil sie die zahlreichen Gegner der Krone vermehren würde, die sie nur in Form gegenseitiger Vereinbarung entgegennehmen wollten, so fand er damit beim König keinen Anklang. Denn wenige Tage darauf, am 5. Dezember, wurde die Versammlung aufgelöst und die preußische Verfassung wirklich oktroyiert. Auch hier bestanden also im einzelnen charakteristische Verschiedenheiten der Auffassung, obwohl man in der Abneigung gegen die Revolution als solche natürlich einig war.

Viel tiefer gingen sie in der deutschen Frage auseinander, die mit der revolutionären Bewegung in den Einzelstaaten ja von vornherein aufs engste zusammenhing, aber jetzt erst in jenes entscheidende Stadium trat, wo sich die Geister trennten. Auch Prinz Johann von Sachsen und der König von Preußen wurden in diese allgemeinen Gegensätze hineingezogen, in denen der Lebens- oder Machtwille ihrer Staaten zur Entfaltung drängte. Sie besaßen ursprünglich auch hier eine gemeinschaftliche Grundlage, und Johann ließ sich auch nicht von ihr abdrängen; er blieb eins und ungebrochen in sich selber, während in dem preußischen Herrscher die eigentümliche Gespaltenheit seines persönlichen und seines politischen Wesens zutage trat.

Es umschloß diese zwei Fürsten von Jugend auf die Welt des deutschen Bundes. Sie waren nicht blind gegen seine Schwächen, aber er spielte doch für die Formung ihres Denkens eine große Rolle und setzte ihm gewisse Grenzen, die in beiden stark zur Geltung kamen, als das politische Leben Deutschlands in mächtigen Fluß geriet und eben diese Schranken zu sprengen suchte. Deutsch fühlten Johann und Friedrich Wilhelm, und beide wünschten einen stärkeren Ausbau der Bundesverfassung im Sinne der deutschen Einheit. Damals, als Metternich durch die sechs Artikel, die der preußische Kronprinz nicht kannte, sein sächsischer Freund aber mißbilligte, die eben errungenen Rechte der Stände einzuschränken suchte, bemerkte Johann: „Überhaupt wäre es einmal an der Zeit, jene deutschen Angelegenheiten aus einem großartigeren Gesichtspunkt aufzufassen. Alle rein repressiven Maßregeln werden nicht helfen, so lange der Bund sich nicht die Meinung der Besseren zu sichern suchen wird; ja sie werden nur schädlich wirken.“ Er hielt es an der Zeit, daß die Bundesakte ihre Versprechen, das gemeinsame Wohl Deutschlands zu fördern, einlösten. „Das

andere, was Noth tut," fuhr er fort, „ist aber eine zweckmäßige Umgestaltung des Bundes, damit er inneres Leben und Kraft gewinne, und hier würde ich mich in unseren oft besprochenen patriotischen Phantasien verlieren, wenn ich mehr sagen wollte. Ich habe mir aber vorgenommen, einmal meine Ideen zu Papier zu bringen und sie Dir dann zu schicken. Das einzige Mittel, hierzu zu gelangen, wäre aber vielleicht ein Fürstentag für Deutschland; doch müßte man freilich vorher über die Hauptideen einig seyn. Verzeihe, theuerster Freund, diesen patriotischen Excurs. Ich konnte meine Gefinnungen Dir, der Du mein Herz kennst, hier nicht verbergen, denn die Zeit läuft und der Boden wird hohl in Teutschland. Sollte es möglich sein, jene schönen Träume zu realisieren, dann wäre es an der Zeit, mit ganzer Kraft gegen alles Schlechte aufzutreten, denn man wäre der Meinung der Besseren gewiß.“ Kronprinz Friedrich Wilhelm nannte in seiner Antwort die deutschen Fürstentage seine Lieblingsidee. Und was er in seiner sprudelnden, fahrigen, halbwitzigen Art hinzufügte, ist unendlich bezeichnend für diesen als Menschen wie als Politiker so schillernden Monarchen. „Ich fürchte, ich fürchte,“ schrieb er, „die Zeit ist zu matt und miserabel, um irgend eine Institution zu gründen, die über die quatsche Charten = Schablone hinausgeht. Das ist zum Verzweifeln für die, denen der Teutsche Rahme und das teutsche Wesen so heiß in Herz und Eingeweide brennen wie mir!!!! Nun Gott besser's. Amen. Meine Phantasie geht mit mir durch (um die Sprache des Zeitgeistes zu reden), wenn ich auf dies Capittel komme. Doch gestehe ich, daß in diesem Ausdruck etwas hypocritisches liegt — denn eigentlich meine ich, daß in Allem, was mir darüber in Kopf und Herz liegt, wirklich ein sinnliches Gleichgewicht zwischen Verstand und Gefühl vorhanden ist. Ich glaube, daß nicht Alle, die der Zeit Geist für toll hält, wahnsinnig sind, und daß nicht alle, die der Zeit Geist für ernste, zeitgemäß organisierte Männer hält, auch nur ein Scherlein gesunden Menschen Verstandes haben —. Aber brechen wir lieber davon ab. Ich würde sonst nicht endigen.“ Und er endigte in der That nicht. Ruhelos, kokett springt dieses Schreiben von einem Gegenstand zum anderen über, vom Erhabenen zum Alltäglichen, vom Politischen ins Persönliche, vom rauschenden Pathos, mit dem er jedoch halb ironisch spielt, zum flachen Berliner Witz, ein Romantikerbrief durch und durch, mit verblüffenden Übergängen. In dieser Form konnte ihn nur einer, eben Friedrich Wilhelm der Vierte, verfassen.

Als die zwei Freunde diese merkwürdigen Bekenntnisse austauschten, standen sie in der vollsten Blüte ihrer Jugendjahre, beide noch nicht an führender Stelle. Als das Jahr 1848 die deutsche Frage, jetzt eine Herzensfrage des ganzen Volkes, aufrollte, waren sie auf der Höhe des Mannesalters angelangt, und der eine als König von Preußen der Fürst, in dessen Hand die Geschicke der Nation gelegt waren. Nachdem die preußische Regierung im Innern wieder einigermaßen ins Gleichgewicht gekommen war, steuerte sie seit Anfang 1849 abermals der Lösung des deutschen Problems zu. Der Konflikt der hohenzollernschen und

habsburgischen Großmacht bereitete sich vor. Es galt die Entscheidung, ob der kleindeutsche Gedanke oder der großdeutsche siegen werde, ob Preußen in dem neu zu schaffenden Bunde die Stelle zufiel, die seiner wirklichen Stärke entsprach. Auf der einen Seite das Preußen Friedrich Wilhelms, der persönlich an der habsburgischen Monarchie hing und eigentlich nicht ihren Ausschluß wollte, aber sich doch zugleich von dem Machttrieb seines Staates und dem Ehrgeiz, der zum Teil ihn selber befeelte, in die kleindeutsche Bahn treiben ließ, ohne sich ganz und völlig zuverlässig dieser Politik hinzugeben. Auf der anderen Seite das Österreich des Fürsten Schwarzenberg mit seiner bunten und vielgestaltigen Ländermasse, das sich aus Deutschland nicht verdrängen lassen und die Leitung behalten wollte. Johann war zwischen die zwei Parteien gestellt. Als die ersten Notizen Anfangs des Jahres 1849 die Gegensätze offenbarten, erfüllte ihn dies mit Kummer. Er hatte auf ein einmütiges Vorgehen Österreichs und Preußens gehofft und gab nun seiner Enttäuschung Ausdruck. „Ich fürchte, das Endergebnis würde entweder eine Zertrennung Deutschlands oder ein gänzlichliches Scheitern des Verfassungswerkes seyn, was ich für das Schlimmste halte, da es uns über kurz oder lang eine neue, schlimmere Revolution bringen würde. Ich vertraue indes auf Dein edles Patriotisches Herz, daß Du alles thun wirst, um womöglich beide oder doch eines jener Extreme zu vermeiden.“

Fast jede einzelne Entwicklungsstufe der deutschen Frage in den folgenden Monaten wird durch den Briefwechsel Johanns und Friedrich Wilhelms beleuchtet. Der sächsische Prinz hat wiederholt seine Stimme für das Zusammengehen Preußens mit Österreich erhoben. Man mag dabei mitunter, wie es natürlich ist, bei seinem vermittelnden Standpunkt, jene letzte Klarheit vermissen, die nur die schroffere Haltung eines Entweder—Oder hätte verleihen können. Aber es wäre unbillig, von ihm Ergebnisse erwarten zu wollen, die erst die Geschichte der nächsten Jahrzehnte in blutigen Kämpfen entschieden hat; wohnten doch auch in der Brust seines königlichen Freundes, der in viel höherem Maße zum Handeln berufen war, zwei Seelen, die miteinander in Zwiespalt lagen. Johann widerstrebte der kleindeutschen Lösung, sein dynastisches Selbstgefühl mochte in seiner wachsenden Abneigung gegen das Frankfurter Parlament mitemreden, aus dessen Bann die deutschen Staaten, wie er forderte, erlöst werden müßten. Er schalt auf Gagern, und als Preußen dessen Plan eines engeren und weiteren Bundes durch die Unionsbestrebungen aufnahm, verteidigte Johann die sächsische Regierung, die zusammen mit der hannoverschen sich nur für gebunden ansehen wollte, falls sich sämtliche deutsche Staaten außer Österreich anschließen würden. Johann sprach — in Übereinstimmung mit seinem regierenden Bruder — als Vertreter seiner sächsischen Heimat, die, wie er betonte, der tatsächlichen Mediatisierung durch Preußen zum Opfer fiel, wenn ihr nicht das Gegengewicht der süddeutschen Staaten zur Seite bliebe. Einen auf Nord- und Mitteldeutschland beschränkten Bund unter preußischer Führung verurteilte er als

unheilvolle Spaltung Deutschlands, weil ihm Österreich dadurch völlig entfremdet werde. Man sieht in diesen Zeilen die alten Gegensätze vom Wiener Kongresse wieder auftauchen, die Besorgnisse der Wettiner vor dem stärkeren und ausgreifenden Staat der Hohenzollern. Der Prinz wehrte sich besonders lebhaft gegen solche Gefahren, weil gerade er sich von jenem Groll gegen Preußen freigemacht hatte und über alten Vorurteilen zu schweben glaubte. „Ich war vielleicht einer der ersten, der in einer Zeit, wo noch der preußische Name unter Sachsens Staatsmännern ein Gräuel war, meine Stimme für eine Annäherung an Preußen erhob.“ Solche scharfe Auseinandersetzungen, die sich auch in den nächsten Monaten wiederholten, ließen in beider Herzen, so sehr sie aufeinander Rücksicht zu nehmen suchten, auch persönliche Verstimmungen zurück. Man trieb den Olmüzer Tagen entgegen. Johann warnte, beschwichtigte, er sprach von einem neuen Siebenjährigen Krieg. „Ich fürchte jedoch vielmehr,“ schrieb er am 23. Oktober 1850, „daß uns ein neuer Dreißigjähriger Krieg bevorsteht, wenn einmal der erste Kanonenschuß gelöst ist, denn jedenfalls werden die populären Leidenschaften mit ins Spiel kommen. Die Möglichkeit, ja die nahe Wahrscheinlichkeit eines solchen Ausganges, wenn Preußen auf seiner Politik beharrt, ist leider nicht abzulängnen. So sehe ich denn überall nichts als Unheil auf diesem Wege und nur ein Mittel der Rettung für uns alle: offener entschiedener Systemwechsel Seitens Preußens. Aber Preußens Ehre! Aber die Ehre seines Königes! Darauf entgegne ich, wenn Preußen seine entschiedene Geneigtheit zeigt seinen Weg aufzugeben, so wird man ihm — ich hoffe es — goldene Brücken bauen. Aber auch abgesehen hiervon, kann es Preußens Ehre seyn, einen Bruderermörderischen Kampf zu veranlassen? Kann es Preußens Ehre seyn, mit der Revolution, wenn auch nur mit der zahmen, in Bund zu treten? Und wenn hunderte, wenn tausende seinen König der Inconsequenz beschuldigen, hunderttausende werden ihm als dem Retter Deutschlands von Herzen danken, und sein eigenes Gefühl wird ihm sagen, daß es besser ist an einer verderblichen Bahn umzukehren als sich und andere durch Verharren auf derselben ins Verderben zu stürzen!“ Er unterzeichnete diesen Brief: „Dein treuer Freund Johann, der dir dann auch treu bleiben wird, wenn du uns Kanonenkugeln zuschickst.“ Eine Woche später erneuerte er denselben Mahnruf zum Frieden und zur Umkehr. Auch diesmal eiferte er gegen ein überspanntes preußisches Ehrgefühl; aber er war sich doch vollkommen klar darüber, — der Ton seiner Zeilen bestätigt es —, daß er dem preußischen Stolz einen außerordentlichen Schritt zumutete. Diese flehentlichen Bitten des Freundes mögen in dem König immerhin den Boden für die Entschlüsse mit vorbereitet haben, die ihn nach Olmütz führten. Aber am Christtag, drei Wochen nach dieser Demütigung, war Friedrich-Wilhelm bereits wieder in der Lage, einen übermütigen Brief nach Dresden zu richten, den er mit Karikaturen schmückte, vollkommen unbefangen, vollkommen heiter. Das Befremden über die Stimmung dieses Schreibens wächst, wenn man sich erinnert, mit welch heißem Groll der

Prinz Wilhelm und seine doch so ganz anders geartete Gemahlin diese Ereignisse empfanden, wie schmerzlich sie in ihrer Seele brannten. Nach der Wiederherstellung des alten Bundestages, die jenes bewegte innere Ringen vorläufig abschloß, lenkte auch der Briefwechsel der beiden Fürsten wieder in ruhigere Bahnen ein. Der Krimkrieg fand sie sogar einig in der gemeinsamen Verurteilung der österreichischen Politik, wenngleich Johann, auch hier der Bedächtigere, zu dämpfen suchte, Österreich schonen wollte und sich in erster Linie wieder als Bundesmitglied fühlte. Im September 1857 nahm Johann abermals das Wort über den alten Dualismus Preußens und Österreichs. Mit diesem Schreiben, einer Betrachtung über die gegenwärtige Lage, schließt seine Korrespondenz mit Friedrich Wilhelm, der bald darauf in sein Leiden verfiel, und merkwürdig ausdrucksvoll klingen hier die Probleme an, die zu lösen der neuen Ara Preußens beschieden war. Johann bedauerte die fort-dauernde Spannung der beiden Mächte. Er sprach die österreichische Regierung nicht ganz frei von Schuld, da sie sich während der orientalischen Krisis zweideutig benommen habe. Aber auch gegen Preußen glaubte er Vorwürfe erheben zu müssen, namentlich insbesondere gegen jene zahlreiche Partei der „Stoßpreußen“, die ihre Anhänger unter den höchsten Beamten zähle. Sie strebe rücksichtslos nach einer Machtvergrößerung des preußischen Staates. „Am liebsten würde sie Österreich aus Deutschland hinauswerfen und das übrige Deutschland unter preußischem Scepter vereinigen.“ Das Schicksal Süddeutschlands sei ihr mehr oder minder gleichgültig, wenn nur im Norden ein möglichst abgerundetes Preußen entstünde. Ihre stärkste Abneigung lehre diese Partei gegen den Deutschen Bund, der ihren Plänen im Wege stehe. Johann maß dem Könige selber an diesen Bestrebungen keinen Teil zu. Aber er warnte ihn vor ihrem wachsenden gefährlichen Einfluß. Ausdrücklich bezeichnete er ihm die preußische Bundestagsgesandtschaft mit ihrem konsequenten und bis ins kleinste gehenden Widerstand gegen alle Maßregeln, die das Ansehen oder die Wirksamkeit des Bundes erhöhen könnten, als Haupt jener Partei. Dieser Angriff war auf Herrn von Bismarck-Schönhausen gemünzt, dessen Persönlichkeit hier ihren Schatten vorauswirft. In ihm verkörperten sich alle jene Kräfte, die Friedrich Wilhelms und Johanns Ideale zertrümmerten, um ein neues staatliches Gefüge aufzubauen.

In den Briefen Wilhelms tut sich eine ganz andere Welt auf als in denen seines Bruders. Auch er hatte früh mit dem sächsischen Prinzen Freundschaft geschlossen, freilich ohne den überschwänglichen Zusammenklang jener beiden Seelen. Das Verhältnis ruhte vielmehr auf wahrer gegenseitiger Hochachtung und Teilnahme. Es ist der Bund zweier Ehrenmänner, die sich durch Rang und Familie nahe stehen, einander mit Wohlwollen betrachten und freundlich-ernste Worte tauschen, ohne den Unterschied ihres Wesens zu verleugnen. Ein ruhig verständiges Beharren, das jeden in seinem Lebenskreis festhält! Sie suchen den Abstand weder zu überbrücken noch zu erweitern, und ganz werden sie seiner

wohl erst inne, als sie beide, von der Wucht der sachlichen Gegensätze ergriffen, aufeinanderprallen, auch jetzt, bei aller Schärfe der Aussprache, nicht ohne jene Ritterlichkeit, die von Anfang bis zu Ende ihre Beziehungen auszeichnet hat. Es ist von hohem Reiz, zu beobachten, wie sehr Wilhelm in seinen frühesten und spätesten Äußerungen so ganz er selber bleibt, voll klarer Bestimmtheit, voll Treue gegen sich selbst. Da sind keine überraschenden Geistesblitze, kein Wetterleuchten gefährlicher Stimmungen, keine Gefühls-ergüsse oder überhaupt ein Vordrängen der eigenen Person. Dagegen ein unendlich schlichtes Wesen, wahrhaftig gegen sich und andere. Mit anspruchsloser Zartheit nimmt er alle Dinge auf, die das Leben des Freundes irgendwie berühren. So gehalten und nüchtern-spröde seine Zeilen, so hausbaden seine allgemeinen Aussprüche klingen, so wird man doch an mancher Stelle ihre scheue Wärme spüren und die Erlebniskraft einer schweren, aber ferngefunden Natur ahnen — Eigenschaften, die auch bei unserem intellektuell übersättigten und ästhetisch verwöhnten Geschlecht wieder langsam im Werte zu steigen beginnen. Wir wissen heute ziemlich genau, welche schmerzliche Schule dem Prinzen Wilhelm seine gescheiterte Neigung zu Elisa Radziwill auferlegt hat; aber die wenigen zurückhaltenden Worte, die er darüber fallen läßt, sind ehrlich, geradeheraus und ganz frei von jugendlicher Selbstbespiegelung. Und als ihm der Vater während des russisch-türkischen Feldzuges 1828 die Bitte, zur Armee an die Donau gehen zu dürfen, abschlägt, klagt er in seiner unbeholfenen Weise: „Als Sohn muß ich Gehorsam leisten und schweigen. Als Soldat blutet mein Herz.“ — Ein rechtes Hohenzollernbekenntnis, und ein eigenstes dazu.

Es wird wohl kaum einen Leser geben, dem sich nicht zwingend, fast befremdend die Wahrnehmung aufdrängt, in wie viel höherem Maße die brieflichen Mitteilungen des Prinzregenten und Königs von sachlichen Erwägungen beherrscht sind als die Friedrich Wilhelms des Vierten, wie viel weniger das innere Bedürfnis sich anzuvertrauen darin eine Rolle spielt. Auch seinem Bruder lagen die politischen Dinge am Herzen, daran ist kein Zweifel. Aber der Nachfolger erscheint viel unmittelbarer als der Träger des preußischen Staatsgedankens, wobei ihm Bismarck einige Male unverkennbar über die Schulter sieht, und zuletzt gar kann man den Mann und die Sache kaum mehr auseinander halten: sie fallen in Eines zusammen.

Kurz nach der Übernahme der Regentschaft erwiderte Wilhelm die Wünsche des Königs Johann mit einem Schreiben, in dem die Gegensätze der jetzt anhebenden Epoche noch vollkommen zu schlummern scheinen, und höchstens durch einen Klang von eigener Festigkeit angedeutet sind: „Auch Du bist,“ schrieb er, „in Dein schweres Amt auf eine unerwartete und schmerzliche Art berufen worden; indessen im Tode sieht man doch immer Gottes sichtbaren Willen! Wie anders ist meine Lage!? Die Art, wie ich zur Verwufung des Königl. Amtes gelangte, ist wohl die peinlichste, die einem Menschen auferlegt werden kann! Ein Gedanke erleichtert das Schwere meiner Lage, daß ich in den letzten Jahren so viel und oft mit dem Könige, meinem Bruder, im Ideen-Austausch

über Regierungsmaßregeln so wohl, als über die Personen, denen die Ausführung derselben oblag, stand — die mir zeigten, daß es ihm nur an der Freiheit des Handelns gebrah, um so manches in Preußen zu ändern. Hierdurch bin ich gekräftigt worden, Verhältnisse eintreten zu lassen, die, wenn der König seine völlige, freie Geisteskraft wieder gewinnt, seine Zustimmung haben würden. In diesem Sinne handle ich mit Gottes Beistand. Leicht ist meine Lage nicht, aber bei dem redlichen, festen und consequenten Willen, den man bei mir kennt, wird man wissen, was man von mir zu halten hat: daß ich so Gott will, die goldene Mittelstraße zu wandeln gedenke; — da ich von jeher allen Extrimen Feind gewesen bin! Auf Dein und aller deutschen Souveraine Vertrauen rechne ich dabei, wenn es deutsche und Europäische Interessen gilt, die Eins sein müssen und Können!“

Indessen die Ereignisse selber zwangen die beiden Monarchen in verschiedene Richtung und ließen bald keinen Zweifel darüber, wie jäh und schroff ihre Wege auseinandergingen, auseinandergehen mußten. Schon in der italienischen Krisis des folgenden Jahres meldete sich der Gegensatz mit hörbarer Bestimmtheit zu Wort. Johann erwartete von dem König von Preußen, daß er für Österreichs gutes Recht in Italien sein Ansehen, und wenn es gelte, sein Schwert in die Wagschale werfe, und erklärte sich bereit, ihm mit den anderen Bundesfürsten auf dieser Bahn zu folgen. Er drängte zu raschem, entschiedenem Eingreifen gegen Frankreich. Wilhelm blieb zurückhaltend. Seine Regierung nahm eine neutrale Stellung ein und hielt daran fest, daß der Krieg in Italien den Bund nichts angehe, sofern nicht gerade der Schutz des Bundesgebietes in Frage komme. Vergeblich suchte Johann die Einwände des Prinzregenten, der den preußischen Standpunkt verteidigte, zu entkräften. Er steigerte seine Beredsamkeit zu einer Wärme, die gerade diesem überlegten, besonnenen Mann wohl anstand: „Ich bitte und beschwöre Dich als Freund, als Fürst, als Deutschen, laß diese Gelegenheit nicht vorübergehen, daß wir alle wie Ein Mann dem Feind der öffentlichen Ruhe, der jetzt zum Glück die Maske abgeworfen hat, entgegentreten. Ihr sprecht immer von Initiative. Ergreift sie! und wir werden folgen.“ Es half nichts, der fürstliche Freund setzte ihm vielmehr die Notwendigkeit einer Reform des Bundeskriegswesens auseinander, wobei er ihm gereizte Worte und bittere Anspielungen auf Rheinbundsgelüste entgegenschleuderte und die beiden Großmächte Preußen und Österreich scharf gegenüber den kleineren Staaten ins Zentrum rückte. Man wird sich nicht wundern, daß diese Sprache Johann schmerzte. Er warf dem König vor, er betrachte die Dinge zu einseitig als Militär, zu wenig als Politiker. Er verstehe es nicht, sich in die Lage der Mittelstaaten hineinzuwenden, die man nicht mit einem beliebigen Herzogtum vergleichen dürfe! Diese Vorwürfe waren gewiß nicht ganz unbegründet. Aber eben in diesem ausgeprägten militärischen Bewußtsein Wilhelms, der als König wohl einmal verzagen konnte, aber sich zu seinem ganzen Stolze wiederaufrichtete, sobald

man ihn beim Portepée des preußischen Offiziers zu fassen wußte, eben in diesem ausgesprochen militärischen Wesen ruhte doch ein erheblicher Teil auch seiner Kraft und Bedeutung als Politiker. Und wenn er den mittelstaatlichen Interessen nicht genug Rechnung trug, so verriet er doch nur den gefunden, instinktstärkeren Egoismus, ohne den nun einmal ein großes Staatswesen verkümmern müßte. Dies war es, was Johann seinerseits verkannte. Er war Bundeslegitimist. Sein politisches Denken empfing in dieser begrenzten Sphäre der Majoritätsbeschlüsse einen formalistischen Anstrich; er unterschätzte den eigenwilligen Machtgedanken, der Österreich und Preußen gegeneinander trieb und beide wiederum aus der Zahl der übrigen Mitglieder so hoch und selbständig hinaus hob. War König Wilhelm ganz einseitig Preuße, so war König Johann nicht minder einseitig Sachse. In jedem dieser beiden Herrscher lebten und wirkten die eigentümlichen Überlieferungen ihres Hauses, ihres Staates. Es war somit natürlich, daß sich diese überpersönlichen Gegensätze gerade in jenen Jahren schicksalsschwerer Spannung der beiden Monarchen mit aller Gewalt bemächtigten bis zum leidenschaftlichen Zusammenstoß. Das gehört nun einmal zur Tragik fürstlicher Freundschaften.

Vorübergehend schien es zwar, als ob diese innerlichen Konflikte verstummten, und die beiden Könige sich aufatmend der Pflege ihres persönlichen und familiären Austausches zuwendeten. Aber die unaufhaltsam vorwärtsschreitenden Begebenheiten rissen den Zwiespalt doch immer erneut auf. Über den Nationalverein war man bereits wieder verschiedener Meinung. Auch Wilhelm war natürlich weit entfernt, sich irgendwie mit dessen Zielen gleich zu setzen; aber während Johann den Verein geradezu des Hochverrates beschuldigte und schärfere Maßregeln verlangte, dämpfte er diesen Eifer und riet abzuwarten, bis die Regierungen durch wirklich gefährliches Treiben herausgefordert würden. Auch diesmal sieht man den Prinzregenten von der nach vorwärts flutenden Strömung stärker berührt als den Wettinischen Better. Immerhin, das war nur ein verhältnismäßig unbedeutender Gegensatz. Viel tiefer grub und erweiterte ihn der Frankfurter Fürstentag. Bismarck hat damals förmlich um die Seele seines Herrn gerungen, der sich einer Versammlung nicht entziehen wollte, zu der ihn ein König, eben Johann von Sachsen, als Kurier eingeladen hatte. Bismarck siegte, Wilhelm folgte dem Freunde nicht. Johann hingegen versuchte ihn nochmals schriftlich zu umwerben; er bat, die eben in Frankfurt vereinbarten Richtlinien einer Reform zu prüfen und anzuerkennen. Er mutete ihm ganz unbefangenen zu, mit dem Gedanken der Hegemonie in Kleindeutschland oder der Mainlinientrennung in ein preußisches und österreichisches Deutschland zu brechen und gegebenenfalls seine Meinung ungescheut einem Bundesbeschlusse unterzuordnen. Ebenso naiv wie er Preußen die Vorbedingungen zum selbstherrlichen Großmachtenstaat abschchnitt, ebenso optimistisch unterschätzte er den habsburgischen Sonderwillen.

Als nun die Schleswig-Holsteinischen Vorgänge aufs neue Zermwürfnisse hervorriefen, sprach es König Wilhelm, dem diesmal Bismarck und sein Ge-

heimrat Abecken die Feder führten, offen aus, daß man darin das Symptom eines tieferliegenden Übels zu erkennen habe, das zur offenen Wunde zu werden drohe. „Dieses Übel ist die falsche Auffassung der absoluten Herrschaft der Majorität am Bundestag, eine Doktrin, welche der Mehrheit der Stimmen scheinbar eine große Macht beilegt, in Wirklichkeit aber, wenn sie auf die Spitze getrieben wird, den Bund zum Untergange führt!“ Er verwahrte sich dagegen im Namen Preußens, aber auch Österreichs! „Welchen Wert,“ fährt er fort, „welche Bedeutung hätte der Bund noch für Deutschland, wenn Preußen und Östreich ihre Selbständigkeit, ihr nationales Bewußtsein aufgeben sollen? Wie könnten Preußen und Östreich, wenn ihr nationales und militärisches Gefühl gebrochen wäre, dem Bunde noch eine Stütze gewähren? Würde ein deutscher Bund, in welchem Preußen und Östreich nicht führten, sondern gehorchten, dem Auslande gegenüber noch das nötige Ansehen haben?“

Die Schärfe, mit der hier König Wilhelm in Gemeinschaft mit dem habsburgischen Nebenbuhler gegen die Mittelstaaten auftrat, er lehrte sie zwei Jahre darauf gegen dieses selbe Österreich, das nunmehr mit Sachsen zusammenging. Die zwei Freunde wechselten vor dem Ausbruch des Kampfes noch einige Briefe! Jeder fühlte sich von der Gegenseite bedroht und angegriffen. Eine Versöhnung war unmöglich. Sie redeten aneinander vorbei, beide im Vollgefühl ihres Rechtes und ihrer staatlichen Pflicht. König Johann hat die schwere Entscheidung von Königgrätz mit edler Resignation auf sich genommen. Die Worte, die er vor Beginn der Friedensverhandlungen an den Sieger richtete, sind in ihren Versprechen, aber auch in ihren Hoffnungen erfüllt worden: „Das Schicksal der Schlachten hat gegen uns entschieden. Ich erkenne in ihm eine höhere Waltung und werde mit Redlichkeit in Alles eingehen, was die Lage der Dinge mit sich bringt. Dies gilt ins Besondere von dem neu zu gestaltenden Bundesverhältnis und der näheren Verbindung mit Preußen. Dabei hege ich die zuversichtliche Hoffnung, daß Du keine Anforderungen an mich stellen wirst, welche mein Land, das so treu zu mir gestanden hat, mit unbilligen Lasten beschweren und seinen Wohlstand zu Grunde richten würde, und ebensowenig mir etwas zumuthen wirst, was den wesentlichen Bedingungen eines selbständigen Fürsten widerspricht. Im umgekehrten Falle würde die neue Verbindung das unvermeidliche bittere Gefühl, das jeder Besiegte in sich trägt, noch schärfen und den Keim neuer Zermürfnisse in sich tragen.“ In solcher Gesinnung ist er dem Kriege mit Frankreich entgegengegangen, in dem sein Sohn Albert an führender Stelle mitkämpfte. Er hat sie auch ins deutsche Reich hinübergetragen. König Wilhelm und König Johann sind beide über die früheren Gegensätze hinausgewachsen und haben sich in den gemeinsamen Aufgaben des neugegründeten Bundesstaates wieder zusammengefunden. Auch ihr persönliches Verhältnis hat in diesen Jahren eine besondere Wärme und Zartheit wieder gewonnen, die bis zum Tode Johanns keine Trübung mehr erfahren hat.